

MICHAEL McDOWELL

DIE

ELEMENTARE

Aus dem Amerikanischen von Patrick Baumann

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *The Elementals*
erschien 1981 im Verlag Avon Books.
Copyright © 1981 by Michael McDowell

Nachwort © 2014 by Michael Row für Valancourt Books,
Richmond, Virginia

Einmalige Vorzugsausgabe Februar 2019
Limitiert auf 999 Exemplare
Lektorat: Felix F. Frey
Titelbild: M. S. Corley
Copyright © dieser Ausgabe 2019 by Festa Verlag, Leipzig
Alle Rechte vorbehalten

Um uns
tiefer in die Dunkel-
heit zu führen, auf dass
wir uns im Labyrinth der Ver-
fehlungen verirren ... macht der
Teufel die Menschen glauben, dass
Erscheinungen, die seine Existenz
bestätigen, entweder Sinnestäuschungen
sind oder einer melancholischen
Verderbtheit der Fantasie entspringen.

Sir Thomas Browne,
Pseudodoxia Epidemica

*Zum Andenken an
James und Mildred Mulkey*

PROLOG

An einem trostlosen Mittwochnachmittag in den letzten glühend heißen Maitagen hatte sich eine Handvoll Trauergäste in der dem heiligen Judas Thaddäus gewidmeten Kirche in Mobile, Alabama, versammelt. Manchmal übertönte die Klimaanlage des kleinen Heiligtums den Verkehrslärm von der Kreuzung draußen, aber gelegentlich auch nicht, und dann drang eine schrille Autohupe durch die Orgelmusik wie ein verstimmtes Register.

Im Inneren herrschten dämmriges Licht, eine feuchte Kühle und der Gestank gekühlter Blumen. Zwei Dutzend riesige und sehr teure Blumenarrangements waren hinter dem Altar in zusammenlaufenden Linien angeordnet. Eine gewaltige Menge Silberrosen lag wie eine Decke über dem hellblauen Sarg, und auf dem weißen Satin des Innenbezugs waren Blütenblätter verstreut.

Im Sarg lag der Leichnam einer Frau, die nicht älter schien als 55 Jahre. Ihre Gesichtszüge waren kantig und starr und die Falten, die sich von den Mundwinkeln zum Kinn zogen, tief eingegraben. Marian Savage war nicht glücklich gestorben.

Auf einer Bank auf der linken Seite des Sargs saß Dauphin Savage, der Sohn der Verstorbenen. Er trug einen dunkelblauen Anzug, der zu eng saß, dazu ein

schwarzes Seidenband, das wie zur Nachahmung eines Druckverbands an seinem Oberarm befestigt war.

Rechts von ihm, in einem schwarzen Kleid mit schwarzem Schleier, saß seine Frau Leigh. Sie hob das Kinn, um einen Blick auf das Profil ihrer toten Schwiegermutter im blauen Sarg zu erhaschen. Dauphin und Leigh würde fast das gesamte Erbe zufallen.

Big Barbara McCray – Leighs Mutter und die beste Freundin der Verstorbenen – saß auf der Bank direkt hinter ihnen und weinte hörbar. Ihr schwarzes Seidenkleid raschelte am polierten Eichenholz der Bank, während sie sich vor Trauer wand. Neben ihr verdrehte Luker McCray entnervt die Augen über das Betragen seiner Mutter. Lukers Meinung über die tote Frau war, dass sie nie besser ausgesehen hatte als jetzt in ihrem Sarg. Neben Luker saß seine Tochter India, ein 13-jähriges Mädchen, das die tote Frau nicht gekannt hatte. India richtete ihr Augenmerk auf die ornamentalen Wandbehänge der Kirche, mit der Absicht, sie in Form gestickter Bordüren nachzuahmen.

Auf der anderen Seite des Mittelgangs saß die einzige Tochter der Verstorbenen, eine Nonne. Schwester Mary-Scot weinte nicht, aber hin und wieder hörten die anderen das leise Klicken ihrer Rosenkranzperlen an der Holzbank. Mehrere Bänke hinter der Nonne saß Odessa Red, eine dünne, grimmige schwarze Frau, die drei Jahrzehnte lang im Dienst der Toten gestanden hatte. Odessa trug einen winzigen blauen Samthut mit einer einzigen, mit Tusche gefärbten Feder.

Bevor die Trauerfeier begann, hatte Big Barbara McCray ihre Tochter angestoßen und von ihr wissen wollen, weshalb es hier keine gedruckte Gottesdienstordnung gab.

Leigh zuckte mit den Schultern. »Dauphin hat gesagt, dass wir's so machen sollen. Weniger Stress für alle, also hab ich nichts gesagt.«

»Und niemand ist eingeladen worden?«, fragte Big Barbara.

»Dauphin lässt sogar die Sargträger draußen warten.«

»Aber weißt du, *warum?*«

»Nein, Ma'am«, erwiderte Leigh ohne großes Interesse. »Warum fragst du nicht Dauphin, Mama? Er sitzt direkt hier neben mir und hört jedes Wort, das du zu mir sagst.«

»Ich dachte nur, du wüsstest das vielleicht, Schätzchen. Ich wollte Dauphin nicht beim Trauern stören.«

»Barbara, sei still«, sagte ihr Sohn Luker. »Du weißt ganz genau, warum das eine private Trauerfeier ist.«

»Warum denn?«

»Weil wir die einzigen Leute in Mobile sind, die gekommen wären. Wozu Werbung für den Zirkus machen, wenn keiner den Clown leiden kann?«

»Marian Savage war meine beste Freundin«, protestierte Big Barbara.

Luker McCray lachte kurz auf und boxte seine Tochter sanft in die Rippen. Sie hob den Blick und grinste ihn an.

Dauphin Savage, der ihrem Wortwechsel nicht allzu aufmerksam zugehört hatte, wandte sich ohne Groll

um und forderte sie auf: »Jetzt seid bitte leise, der Priester ist da.«

Sie knieten sich hin, um den Segen des Priesters zu empfangen, und erhoben sich dann wieder, um die Hymne *Bleib bei mir, Herr* zu singen. Zwischen der zweiten und der dritten Strophe rief Big Barbara McCray mit lauter Stimme: »Das war ihr Lieblingslied!« Sie wandte sich Odessa auf der anderen Seite des Gangs zu, die dies mit einem knappen Nicken bestätigte, das die gefärbte Feder zum Wippen brachte.

Als die anderen das *Amen* sangen, verkündete Big Barbara McCray: »Sie fehlt mir jetzt schon!«

Der Priester las die Totenmesse schnell, aber mit gefälligem Ausdruck. Dauphin Savage stand auf, ging ans Ende der Bank – als ob er nicht würdig wäre, näher am Sarg zu stehen – und sprach ein paar kurze Worte über seine Mutter.

»Jeder, der das Glück hatte, Mama richtig zu kennen, hat sie sehr geliebt. Ich wünschte, ich könnte sagen, dass sie eine glückliche Frau war, aber das wäre nicht die Wahrheit. Sie ist nie mehr glücklich gewesen, nachdem Daddy gestorben war. Sie hat Mary-Scot, Darnley und mich mit aller Liebe der Welt großgezogen, obwohl sie immer gesagt hat, sie hätte selbst sterben sollen an dem Tag, als Daddy beerdigt wurde. Und dann ist auch noch Darnley gestorben. Jeder weiß, dass die letzten Jahre eine schwere Zeit für sie waren – die Chemotherapie tut einem Schlimmes an, das ist ja bekannt, und selbst dann weiß man noch nicht, ob sie wirkt. Natürlich tut uns allen leid, dass sie

tot ist – aber was uns nicht leidtun kann, das ist, dass sie jetzt keine Schmerzen mehr hat.«

Er atmete durch und warf einen Blick auf Marian Savage in ihrem Sarg. Dann wandte er sich wieder um und fuhr mit traurigerer, sanfterer Stimme fort: »Das Kleid, das sie anhat, ist dasselbe, das sie trug, als ich Leigh geheiratet habe. Das hübscheste Kleid, das sie je besaß, fand sie. Als sie es nach der Hochzeitsfeier auszog, hängte sie es auf und sagte, dass sie es sich *hierfür* aufspart. Es hätte sie wirklich gefreut, all diese Blumen hier heute zu sehen, und wie vielen Menschen sie wichtig war. Seit sie gestorben ist, haben Leute bei uns angerufen und wollten wissen, ob sie Blumen schicken oder für die Krebsforschung spenden sollen. Und Leigh und ich – wer immer gerade am Telefon war – haben immer geantwortet: ›Ach, schicken Sie ruhig Blumen.‹ Mama hielt nichts von Wohltätigkeit, aber sie hat immer gesagt, dass sie hofft, dass die Kirche voller Blumen sein wird, wenn sie gestorben ist. Sie wollte, dass der Duft bis in den Himmel aufsteigt!«

Big Barbara McCray nickte energisch und flüsterte laut: »Das klingt ganz nach Marian – das sieht ihr ähnlich!«

Dauphin fuhr fort: »Bevor ich zum Bestattungsinstitut gefahren bin, war ich ganz aufgewühlt, weil Mama tot ist. Aber gestern bin ich da reingegangen und hab sie gesehen, und jetzt geht's mir wieder gut. Sie sieht so glücklich aus! So natürlich! Ich schau sie an und hab das Gefühl, sie wird sich gleich in diesem

Sarg aufsetzen und mich anmeckern!« Dauphin wandte sich dem Sarg zu und lächelte seine tote Mutter zärtlich an.

Big Barbara packte ihre Tochter an der Schulter. »Hattest du bei der Trauerrede die Finger im Spiel, Leigh?«

»Sei still, Barbara«, herrschte Luker sie an.

Dauphin wandte sich an die Nonne. »Mary-Scot, gibt's irgendwas, das du über Mama sagen willst?«

Schwester Mary-Scot schüttelte den Kopf.

»Armes Ding!«, flüsterte Big Barbara. »Sie ist bestimmt vor Trauer am Boden zerstört.«

Im Ablauf der Begräbnisfeier trat eine unangenehme Pause ein. Der Priester sah Dauphin an, der immer noch am Ende der Kirchenbank stand. Dauphin blickte zu seiner Schwester, die sich darauf beschränkte, mit ihrem Rosenkranz zu hantieren. Der Organist über ihnen spähte über das Geländer, als ob er auf ein Zeichen zum Weiterspielen wartete.

»Genau *deshalb* braucht man ein gedrucktes Programm«, flüsterte Big Barbara ihrem Sohn zu und bedachte ihn mit einem anklagenden Blick. »Wenn's keins gibt, hat keiner die geringste Ahnung, was er als Nächstes tun soll. Und ich hätte ein gedrucktes Programm für mein Sammelalbum gebrauchen können.«

Plötzlich stand Mary-Scot von ihrer Bank auf.

»Will sie doch noch was sagen?«, fragte Big Barbara hoffnungsvoll und so, dass es alle hörten.

Schwester Mary-Scot sagte nichts, aber ihr Aufstehen war offensichtlich ein Signal. Der Organist kletterte

von seinem erhöhten Sitzplatz herab und trat dabei ungeschickt und misstönend auf ein paar Basspedale; dann verschwand er durch eine kleine Seitentür.

Nachdem er Dauphin und Schwester Mary-Scot trauervoll-verschwörerisch zugnickt hatte, machte der Priester auf dem Absatz kehrt und ging. Seine Schritte folgten denen des Organisten wie ein Echo aus dem Altarraum.

Es war, als hätten die beiden Kirchenmänner plötzlich aus irgendeinem speziellen und überaus wichtigen Grund beschlossen, die Zeremonie zu verlassen, bevor sie beendet war. Und die Trauerfeier war ganz sicher noch nicht vorbei: Es hatte keine zweite Hymne, keine Segnung, kein Postludium gegeben. Die Sargträger warteten immer noch vor der Kirche. Die Trauergäste waren jetzt allein mit der Leiche.

In ihrer gewaltigen Verblüffung über dieses unerklärliche Vorgehen drehte Big Barbara sich um und sprach laut mit Odessa, die gut zehn Meter entfernt war: »Odessa, was *glauben* die eigentlich, was sie da tun? *Wo* ist Pater Nalty hin? *Wieso* hat dieser Junge aufgehört, Orgel zu spielen – dabei wird er für Beerdigungen *extra* bezahlt, das weiß ich genau!«

»Miz Barbara ...«, begann Odessa mit flehentlicher Höflichkeit.

»Barbara«, mischte Luker sich leise ein, »dreh dich um und halt einfach den Mund.«

Sie wollte protestieren, aber Dauphin sagte mit gequälter, unglücklicher Stimme zu ihr: »Big Barbara, bitte ...«

Big Barbara, die ihren Schwiegersohn liebte, blieb still auf ihrer Bank sitzen, obwohl es sie große Mühe kostete.

»Bitte, Leute, betet ein paar Minuten für Mama«, forderte Dauphin die anderen auf. Gehorsam senkten sie die Köpfe.

Aus dem Augenwinkel sah India McCray, wie Schwester Mary-Scot eine lange, schmale schwarze Schachtel unter ihrem Skapulier hervorholte. Sie hielt sie fest umklammert.

India strich mit einem langen, lackierten Fingernagel über den Handrücken ihres Vaters. »Was hat sie da?«, flüsterte sie.

Luker blickte zu der Nonne, schüttelte ratlos den Kopf und flüsterte zurück: »Ich weiß nicht.«

Danach rührte sich viele Sekunden lang niemand in der Kirche. Die Klimaanlage wurde plötzlich lauter und übertönte die Verkehrsgeräusche von draußen. Niemand betete. Dauphin und Mary-Scot, die beschämt wirkten und sich offenbar sehr unwohl fühlten, standen sich gegenüber und starrten sich über den Mittelgang hinweg an. Leigh war ein, zwei Meter von ihnen abgerückt und hatte sich zur Seite gedreht. Sie stützte sich mit dem Ellenbogen auf die Lehne der Bank und hob ihren Schleier, um verwirrte Blicke mit ihrer Mutter auszutauschen. Luker und seine Tochter fassten sich mit einem Ausdruck der Verwunderung an den Händen. Odessa blickte starr vor sich hin, als ob man von ihr nicht erwarten könne, sich von *allem* überrascht zu zeigen, das

sich bei der Beerdigung einer so gemeinen Frau wie Marian Savage abspielte.

Dauphin seufzte laut und nickte seiner Schwester zu. Langsam gingen sie zum Altar und stellten sich hinter dem Sarg auf. Sie sahen nicht auf ihre tote Mutter hinab, sondern starrten grimmig geradeaus.

Dauphin nahm die schmale schwarze Schachtel von der Nonne entgegen, entriegelte den Verschluss und hob den Deckel. Alle McCrays reckten die Hälse, konnten den Inhalt aber nicht erkennen. In den Mienen von Bruder und Schwester lag ein Schrecken und gleichzeitig eine solche Feierlichkeit, dass es selbst Big Barbara die Sprache verschlug.

Schwester Mary-Scot zog ein funkelndes Messer aus der Schachtel, das über eine schmale, spitze Klinge verfügte und etwa 20 Zentimeter lang war. Dauphin und sie hielten den Dolch gemeinsam am polierten Griff. Zweimal bewegten sie ihn über den offenen Sarg hinweg, dann richteten sie die Spitze abwärts auf das nicht mehr schlagende Herz ihrer Mutter.

Big Barbaras Erstaunen war so groß, dass sie aufstehen musste; Leigh fasste ihre Mutter am Arm und erhob sich ebenfalls. Luker und India schlossen sich an, genauso wie Odessa auf der anderen Gangseite. Im Stehen konnten die Trauergäste nun das Innere des Sargs sehen. Sie rechneten halb damit, dass Marian Savage sich aus Protest über diese außergewöhnlichen Vorgänge aufsetzen würde.

Schwester Mary-Scot ließ den Messergriff los. Ihre Hände zitterten über dem Sarg, ihre Lippen bewegten

sich im Gebet. Sie riss die Augen weit auf, während sie in den Sarg griff und das leinene Totenhemd auseinanderfaltete. Marian Savages ungeschminkte Haut war von einem deutlichen Gelb. Schwester Mary-Scot schob eine Brustprothese zur Seite und brachte die Mastektomienarben zum Vorschein.

Dauphin sog scharf den Atem ein und hob das Messer hoch in die Luft.

»Gott, Dauphin!«, rief Schwester Mary-Scot. »Jetzt mach schon!«

Dauphin drückte die Klinge zwei bis drei Zentimeter tief in die eingesunkene Brust der Leiche. Zitternd ließ er sie dort verharren.

Dann zog er das Messer wieder heraus, langsam, als befürchtete er, Marian Savage Schmerzen zu bereiten. Als die Klinge wieder zum Vorschein kam, war sie mit einer Schicht der verschiedenen geronnenen Flüssigkeiten im Inneren des nicht einbalsamierten Körpers bedeckt. Er legte seiner Mutter das Messer in die kalten, steifen Hände und zitterte erneut, als er die Leiche tatsächlich berührte.

Schwester Mary-Scot warf die leere schwarze Schachtel beiseite, die klappernd auf dem polierten Holzboden landete. Schnell zog sie das Leichenhemd wieder zusammen und klappte den Sargdeckel kurzerhand über der misshandelten Leiche ihrer Mutter zu. Dann klopfte sie dreimal laut auf den Deckel. Es hörte sich erschütternd hohl an.

Der Priester und der Organist kamen durch die kleine Seitentür wieder herein. Dauphin und Mary-Scot

hasteten zusammen zur Rückseite der Kirche und zogen die großen Holztüren auf, um die Sargträger hereinzulassen. Die sechs Männer liefen eilig durch den Gang, hoben sich den Sarg auf die Schultern und trugen ihn, begleitet von einem donnernden Postludium, hinaus in das glühende Sonnenlicht und die brennende Hitze dieses Mittwochnachmittags im Mai.



1. TEIL

SAVAGE-MÜTTER



1

Das Haus, in dem Dauphin und Leigh Savage wohnten, war 1906 erbaut worden; es war groß, gemütlich, ausgestattet mit großzügig geschnittenen Zimmern und voller sorgfältig und gefällig gearbeiteter Details an Kaminen, Zierleisten, Rahmen und Verglasungen. Aus den Fenstern im ersten Stock konnte man die Rückseite der großen Savage-Villa am Government Boulevard sehen.

Dauphins Haus war die Zweitresidenz der Savages, reserviert für jüngere Söhne und ihre Frauen. Die Patriarchen, älteren Söhne und Witwen hatten das Große Haus, wie sie es nannten. Marian Savage hatte gewollt, dass die frisch Verheirateten Dauphin und Leigh weiter bei ihr im Großen Haus wohnten, solange das Paar kinderlos blieb – für Säuglinge und Kleinkinder hatte sie nichts übrig –, aber Leigh hatte diese Einladung höflich ausgeschlagen. Marian Savages Schwiegertochter sagte, dass sie ebenso gut in ein eigenes Haus ziehen könne, und wies darauf hin, dass die Klimaanlage im Kleinen Haus viel effizienter sei.

Und trotz der Hitze an diesem Mittwochmittag, an dem die Temperatur auf dem Friedhof bei fast 40 Grad gelegen hatte, war es auf der verglasten

Veranda an der Rückseite des Hauses von Dauphin und Leigh fast schon unangenehm kühl. Das grelle Sonnenlicht, das an der Vorderseite vorherrschte, wurde hier durch die zwei großen Lebenseichen gefiltert, die den Garten des Kleinen Hauses vom ausgedehnten Grundstück der Villa trennten. In dieser großzügig bemessenen Kammer, gefüllt mit schweren Polstermöbeln, die mit breitflächig gemustertem Chintz bezogen waren, hatte Big Barbara ihre Schuhe und Strümpfe ausgezogen. Die Natursteinplatten waren kalt unter ihren Füßen, und in ihrem Scotch schwamm jede Menge Eis.

Im Augenblick befanden sich nur Luker, Big Barbara und India im Haus. Leighs zwei Hausmädchen hatten zu Ehren der Toten für einen Tag freibekommen. Big Barbara saß an einem Ende des großen, weichen Sofas und blätterte einen Hammacher-Schlemmer-Katalog durch, wobei sie die Seiten umknickte, die Leigh sich noch einmal genauer ansehen sollte. Luker, der die Schuhe ausgezogen hatte, lag ausgestreckt auf der Couch und legte seiner Mutter die Füße auf den Schoß. India saß an dem langen aufgebockten Tisch hinter der Couch und zeichnete die Muster, die sie sich in der Kirche eingeprägt hatte, auf Rasterpapier.

»Das Haus kommt mir leer vor«, bemerkte Luker.

»Das liegt daran, dass keiner da ist«, erwiderte seine Mutter. »Nach einer Beerdigung kommen Häuser einem immer leer vor.«

»Wo ist Dauphin?«

»Dauphin bringt Mary-Scot zurück nach Pensacola.

Wir hoffen, dass er bis zum Abendessen wieder da ist. Leigh und Odessa kümmern sich in der Kirche um alles. Luker, hör zu ...«

»Was?«

»Ich will nicht, dass mir *irgendeiner* von euch wegstirbt, ihr habt nämlich nicht mal *ansatzweise* eine Ahnung, was für ein Aufwand das ist, eine Beerdigung zu organisieren!«

Luker erwiderte nichts.

»Big Barbara?«, fragte India, während ihre Großmutter sich den letzten Eiswürfel in den Mund stopfte.

»Was denn, Kind?«

»Macht man das hier in der Gegend immer bei Begräbnissen?«

»Macht man was?«, gab Big Barbara unbehaglich zurück, ohne sich umzudrehen.

»Messer in tote Menschen stechen.«

»Ich hatte *gehofft*, du hättest in diesem Moment nicht aufgepasst. Aber ich kann dir versichern, Kind, das ist hier *nicht* üblich. Tatsächlich hab ich das selbst *noch nie* gesehen. Und es tut mir wirklich sehr leid, dass du's mit ansehen musstest.«

»Hat mir nichts ausgemacht.« India zuckte mit den Schultern. »Sie war ja tot, nicht?«

»Ja«, bestätigte Big Barbara, wobei sie ihrem Sohn einen Blick zuwarf, in der Hoffnung, er würde diesen unglücklichen Wortwechsel unterbrechen. Luker hatte die Augen geschlossen, und Big Barbara wusste, dass er dadurch den Eindruck erwecken wollte, er würde schlafen.

»Aber du bist noch zu jung, dich überhaupt mit solchen Sachen zu befassen. Ich bin zu meiner ersten Hochzeit gegangen, als ich neun war, aber sie haben mich nicht zu einer Beerdigung gehen lassen, bis ich 15 war – und das war nach dem Hurrikan Delia, als die Hälfte der Leute, die ich kannte, 25 Meilen hoch in die Luft gerissen wurden, und Holzsplitter sich überall durch die Telefonmasten bohrten. Eine Menge Begräbnisse in jenem Monat, das kann ich dir sagen!«

»Ich hab schon mal Tote gesehen«, erwiderte India. »Einmal bin ich zur Schule gegangen, und da lag ein toter Mann in einem Durchgang. Mein Freund und ich haben ihn mit einem Stock angestoßen. Wir haben mit seinem Fuß gewackelt, dann sind wir weggerannt. Und an einem Nachmittag haben Luker und ich in Chinatown Dim Sum gegessen ...«

»Ihr habt *was* gegessen? Sind das Innereien?«

»Wir haben in Chinatown Mittag gegessen«, drückte India sich einfacher aus. »Und als wir aus dem Restaurant kamen, haben wir gesehen, wie zwei kleine chinesische Mädchen auf der Straße von einem Wassertransporter überfahren wurden. Es war eklig – man konnte ihr Gehirn und alles sehen. Danach hab ich zu Luker gesagt, dass ich nie wieder Hirn essen würde – und das hab ich auch nicht.«

»Das ist ja furchtbar!«, rief Big Barbara. »Die armen kleinen Mädchen – waren das *Zwillinge*, India?«

India wusste es nicht.

»Was für eine schreckliche Geschichte!« Big Barbara schob Lukers Füße von ihrem Schoß. »So was kann

auch nur in New York passieren. Ich versteh nicht, warum ihr immer noch da wohnt, jetzt, nachdem du geschieden bist.«

»Ich liebe New York«, wandte Luker ein, ohne die Augen zu öffnen.

»Ich auch«, pflichtete India ihm bei.

»Als du dich hast scheiden lassen von ... *dieser Frau*, hättest du wieder nach Hause kommen sollen.«

»Ich hasse Alabama«, entgegnete Luker.

India schwieg.

»Luker«, fuhr Big Barbara fort, die jetzt bei ihrem Lieblingsthema war, »der Tag, als du angerufen und gesagt hast, dass du dich scheiden lässt, war der glücklichste in meinem Leben. Ich hab zu Lawton gesagt, ›Lawton‹, hab ich gesagt, ›ich ...‹.«

»Fang nicht schon wieder damit an«, bat Luker, »wir wissen alle, was du von ... *dieser Frau* hältst.«

»Dann steh auf und hol mir noch ein bisschen Scotch. Vom Trauern hab ich schon *immer* einen trockenen Hals bekommen – schon als ich ein kleines Mädchen war.«

Luker erhob sich langsam. »Barbara, es ist noch nicht mal vier Uhr. Das erste Glas hast du so runtergekippt ...«

»Ich hab bloß versucht, an das Eis zu kommen, weil ich solchen Durst hatte. Auf dem Friedhof sollte es einen Trinkwasserbrunnen geben. Ich frag mich, warum die dort keinen haben. Bei einer Beerdigung kann man doch genauso Durst kriegen wie überall sonst auch.«

Aus der Küche rief Luker: »Du bist 'ne Säuferin, Barbara, und es wird Zeit, dass du was dagegen unternimmst!«

»Du hast wohl mit deinem Vater geredet!«, entgegnete Big Barbara. Sie wandte sich India zu. »Behandelst du ihn auch so schlecht wie er mich?«

India hob den roten Bleistift vom Rasterpapier. »Ja.«

»Dann bist du ein missratenes Kind!«, verkündete Big Barbara. »Ich weiß nicht, warum ich meine Liebe an euch beide verschwende!«

Luker brachte seiner Mutter den Drink. »Ich hab ihn schwach gemacht. Sind fast nur Eiswürfel und Wasser. Ist ja nicht nötig, dass du schon vor Sonnenuntergang betrunken bist.«

»Meine beste Freundin auf der Welt ist gestorben. Ich trinke auf ihr Andenken.«

»Da freut sie sich bestimmt«, murmelte Luker leise. Er warf sich auf die Couch und ließ seine Füße wieder in den Schoß seiner Mutter sinken.

»Leg sie flach hin«, befahl Big Barbara, »damit ich den Katalog drauflegen kann.«

Für ein paar Minuten blieb es still. India setzte mit einer Handvoll Buntstifte ihre akribische Arbeit fort; Big Barbara nippte an ihrem Getränk und blätterte den Katalog durch, den sie auf Lukers Füßen abstützte.

»Du lieber Gott!«, sagte sie zu Luker und schlug ihm mit der Faust ans Knie. »Hast du das gesehen, Luker?«

»Was gesehen?«, murmelte er ohne Neugier.

»Hier drin gibt's 'ne Speiseeismaschine, die 700 Dollar kostet. Die braucht nicht mal Steinsalz. Wahrscheinlich

nicht mal Milch und Sahne. Für so viel Geld brauchst du sie nur noch anzuschließen, und vier Minuten später hast du zwei Liter Kirsch-Pfirsich-Vanille.«

»Dann überrascht's mich, dass Leigh nicht so ein Ding besitzt.«

»Hat sie!«, sagte Big Barbara. »Aber ich hatte ja keine *Ahnung*, dass die 700 Dollar kosten! Mit 700 Dollar kann man 'ne Anzahlung für ein Wohnmobil leisten!«

»Wohnmobile sind doch geschmacklos, Barbara. Eine Eismaschine kann man wenigstens im Wandschrank verstecken. Außerdem hat Dauphin alles Geld der Welt. Und jetzt, nachdem Marian Savage so taktvoll war abzutreten, wird er sogar noch mehr kriegen. Werden die ins Große Haus ziehen?«

»Ich weiß nicht, sie haben sich noch nicht entschieden. Sie werden sich erst entscheiden, wenn wir aus Beldame zurück sind.«

»Barbara, wessen Idee war das eigentlich, dass wir alle nach Beldame fahren? Ich meine, Marian Savage ist auf Beldame gestorben. Meinst du, es ist gut für Dauphin, dort unten zu sein, wo vor gerade mal drei Tagen seine Mutter gestorben ist?«

Big Barbara zuckte mit den Schultern. »Du glaubst doch nicht, dass *ich* so was vorschlagen würde, oder? Leigh war's auch nicht. Das war Dauphins Idee – Dauphins und Odessas. Odessa ist natürlich mit ihr dort gewesen – in der Zeit, als sie so krank war, ist Marian nicht mal in den Flur gegangen, wenn Odessa nicht bei ihr war. Jedenfalls dachten Dauphin und

Odessa anscheinend, dass es uns allen guttun würde, da hinzufahren, um auf andere Gedanken zu kommen. Wisst ihr noch? Als Bothwell da unten gestorben ist, ist danach sechs Monate lang niemand mehr hingefahren – und in dem Jahr gab's einen richtig *schönen* Sommer!«

»Bothwell war Dauphins Vater?«, erkundigte sich India.

Big Barbara nickte. »Wie alt war Dauphin, als Bothwell gestorben ist, Luker?«

»Fünf. Sechs. Sieben. Ich weiß nicht mehr. Hab ganz vergessen, dass er auch auf Beldame gestorben ist.«

»Ich weiß«, erwiderte Big Barbara. »Wer denkt schon noch an den armen, alten Bothwell? Aber es ist nun auch nicht so, dass Marian dort sehr lange gewesen wäre oder all ihr Leiden sich auf Beldame abgespielt hätte. Sie und Odessa waren noch nicht länger als eineinhalb Tage da, als Marian starb. Das war wirklich merkwürdig. Fast zwei Jahre lang wohnte sie im Großen Haus, verließ kaum das Zimmer, schlief den ganzen Tag und war dann die ganze Nacht wach, um sich über irgendwas zu beklagen. Dann beschließt sie ganz plötzlich, dass sie nach Beldame will. Dauphin hat versucht, es ihr auszureden. *Ich* hab versucht, es ihr auszureden, aber wenn Marian sich was in den Kopf gesetzt hatte, war es da nicht mehr rauszukriegen. Also fährt sie runter nach Beldame. Dauphin wollte mit, aber Marian hat ihn nicht gelassen. Wollte nicht mal, dass er fährt. Johnny Red hat sie und Odessa hingefahren. Und sie waren kaum 24 Stunden weg, als

auch schon ein Polizist an die Tür klopft, um Dauphin mitzuteilen, dass Marian tot ist. Das war einfach schrecklich.«

»Woran ist sie gestorben?«, fragte India.

»Krebs. Der hat sie aufgefressen. War nur seltsam, dass sie hier zwei Jahre lang durchgehalten hat und dann so plötzlich gestorben ist, als sie nach Beldame kam.«

»War Odessa bei ihr, als sie starb?«, erkundigte sich Luker.

Big Barbara schüttelte den Kopf. »Odessa war oben und hat sauber gemacht oder so, und Marian hatte draußen auf der Veranda einen Schlaganfall. Als Odessa nach unten kam, hat sich die Schaukel noch bewegt, aber Marian lag tot auf den Dielen. Odessa schleppte sie ins Haus, legte sie in die Hängematte, ging zu Fuß nach Gasque und rief die Highwaypolizei an. Sie hat auch versucht, Dauphin anzurufen, aber bei ihm war niemand zu Hause. Hör mal, Luker«, fuhr Big Barbara mit gesenkter Stimme fort. »Was India gesagt hat, hat mich nachdenklich gemacht – bist du schon drauf gekommen, was die Sache mit dem Messer sollte?«

Luker hatte sich abgewandt und das Gesicht zwischen Kissen und Rückenlehne der Couch vergraben. Big Barbara drehte ihn herum.

»Ja, bin ich«, antwortete er.

»Und?«

»Dauphin und Mary-Scot hat's einfach leidgetan, dass sie kein Messer in sie reingeböhrt haben, als sie noch gelebt hat, und das war ihre letzte Chance.«

DÄMONEN IN DER MITTAGSSONNE – EIN NACHWORT

Als ich Michael McDowells Roman *Die Elementare* nach meiner ersten Lektüre vor mehr als 30 Jahren zum zweiten Mal las, hatte ich sofort wieder das lebhafteste Bild der vernichtenden Sommerhitze von Alabama auf Beldame vor Augen, diesem Anwesen aus drei viktorianischen Villen, die an der Küste Alabamas über einem Ozean aus glitzerndem weißen Sand aufragen – Villen, die nie wirklich existiert haben, sondern der Feder des Schriftstellers entsprungen sind, dessen Roman Sie in den Händen halten.

Als jemand, der mit der Gothic-Horror-Literatur, vor allem mit Geistergeschichten, vertraut ist, bin ich von diesem strahlend hellen Golfküstensonnenchein heute noch ebenso beeindruckt wie im Jahr 1981. Gothic Horror lebt traditionell von Dunkelheit und Kälte. *Die Elementare*, unter anderem eine Furcht einflößende Geistergeschichte, obwohl es in ihr nicht um Geister im etablierten Sinne des Wortes geht, hat sich auf bemerkenswerte Weise von diesem Klischee gelöst, und ihre Schrecken können sich im strahlenden Schein der Mittagssonne genauso offenbaren wie nach Sonnenuntergang. Die Hitze und das Licht sind

ebenso sehr Figuren der Handlung wie die Mitglieder der Familien Savage und McCray, oder wie jedes dieser drei Beldame-Häuser mit ihren schrecklichen Bewohnern.

Michael McDowell, den Stephen King einmal als den »zurzeit besten Taschenbuch-Autor in den USA« bezeichnet hat, war ein Meister der Ortsbeschreibung. Andere Schriftsteller werden vielleicht einen anderen Zugang zu seiner Ästhetik des Ortes wählen, aber meine (sehr vergnügliche) Aufgabe ist es hier, *Die Elementare* vorzustellen und keinen seiner anderen Romane, die allesamt zu einem der besten Gesamtwerke der Fantastik des 20. Jahrhunderts zählen. Zudem ist es eines der Bücher, die mich als Horrorschriftsteller ästhetisch am stärksten geprägt haben.

Ich las *Die Elementare* im späten Herbst 1981. Gerade hatte ich das Internat abgeschlossen und versuchte, meinen Lebensunterhalt in Paris zu verdienen. Als in Europa lebender Kanadier war ich sowohl geografisch als auch kulturell weit von der trägen Welt des amerikanischen *Deep South* entfernt, in der McDowells Roman spielt. Obwohl ich schon mein ganzes Leben lang ein Horrorfan gewesen war, wusste ich in dieser Zeit vor dem Internet nichts über den Autor und hatte auch noch keine anderen Bücher von ihm gelesen.

Was ich jedoch *weiß*, ist, dass ich mich bei der erneuten Lektüre von *Die Elementare* zurück in mein Apartment mit den hohen Decken und der rot-goldenen Flocktapete versetzt fühlte, als der kalte Regen von Paris an das Ornamentglas der Fenster prasselte. Von

draußen drang die brütende Hitze herein, raubte mir den Atem und erstickte jede Hoffnung auf Abkühlung, während der immer in Bewegung befindliche, lebendige Sand die Räume erfüllte und mit einer bösartigen Intelligenz, die den Horizont der Lebenden überstieg, die Gestalten der Toten annahm – es war die Welt von Beldame.

Und diese Welt blieb mir mehr als 30 Jahre lang erhalten, zog sich in mein Unterbewusstsein zurück und deutete sich hin und wieder in Träumen an. Sie fühlte sich immer wie eine Welt an, die ich *besucht* hatte, keine, von der ich nur *gelesen* hatte. Die Menschen, denen ich dort begegnet war – die McCrays und die Savages –, wurden für mich so real wie die Personen in meinem eigenen Leben. Als ich den Roman 2014 wieder las, war es eher ein Wiedersehen zwischen alten Freunden als nur die Rückkehr zu einem Buch, das ich als sehr junger Mensch an der Schwelle zum Erwachsenenleben kennengelernt hatte. Und das ist eines der Anzeichen dafür, dass man es mit einem Meisterwerk zu tun hat.

Was ich heute weiß, obwohl es mir damals nicht bewusst war, ist, dass ich in einem späten, goldenen Zeitalter für Horrorliteratur im Taschenbuchformat lebte. Solche Perioden hatte es schon früher gegeben, aber die Blütezeit der Horrormane zwischen den späten 70er- und den späten 80er-Jahren war eine Zeit unermesslicher Fülle. Damals war es nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich, ein Buch wie *Die Elementare* in seiner ganzen Southern-Gothic-Pracht

zum heute undenkbaren Preis von 2,95 Dollar erstehen zu können. Der Grund dafür, dass ich die Geringschätzung, die der Horrorliteratur entgegengebracht wird, nie verstanden habe – nicht einmal als abstraktes Konzept wollte sie mir einleuchten –, ist vielleicht der, dass Werke wie dieses meinem Empfindungsvermögen Nahrung gaben. Die Tatsache, dass sie als Taschenbücher für den Massenmarkt veröffentlicht wurden, spielte keine Rolle, wenn der Leser es bei Werken wie diesem von McDowell mit einem begabten Romanschriftsteller zu tun hatte – ebenso gut hätte es bei Knopf im Hardcover als Southern Gothic erscheinen können. Natürlich gab es in den frühen 80ern, wie in jeder anderen Zeit, auch schlechte Schreiberlinge im Horrorgenre – aber für jeden, der über ein wenig Urteilskraft verfügte, gab es die Michael McDowells und die Charles L. Grants. Die schiere Menge der zu dieser Zeit und in diesem Format produzierten Werke bedeutete auch, dass ein Horrorleser (oder ein angehender Horrorautor) mit Geschmack eine wahre Schatzkiste vor sich hatte, die er durchwühlen konnte.

In einem Interview, das der Kritiker Douglas E. Winter für seine hervorragende Interviewsammlung *Faces of Fear* mit ihm führte, machte McDowell seine berühmte Bemerkung: »Ich wäre voll und ganz einverstanden, wenn ein Verleger auf mich zukommen und sagen würde: ›Ich brauche einen Roman über Unterwasser-Nazi-Cheerleader, er muss 309 Seiten lang sein, und ich brauche 14 Kapitel und einen Prolog.«